

Gotthelf und die Frauen

Autor(en): **Huch, Ricarda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **63 (1954)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-548412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ist, die Arbeit unvollendet zu unterbrechen. Ich finde, dass jede Arbeit verpflichtet. Aber wem gegenüber? Dem Objekt. Wir arbeiten nicht um unseretwillen, sondern um der Dinge willen, die wir schaffen. Sie stellen Forderungen an uns. Die Umwelt ruft uns, wir folgen ihrem Ruf. Die Ideen rufen uns, die wir als Wissenschaftler, Künstler oder Männer Gottes aussprechen. Die Kinder rufen uns, die genährt, gewaschen und geleitet werden wollen. Die Tiere rufen uns, die genährt, gemolken, gepflegt werden müssen. Und ruft uns nicht auch die Erde, die bebaut und geordnet werden soll? Mir scheint, eine Strassenreinigung sei von landwirtschaftlicher Arbeit nicht ganz fern, denn ihr Objekt ist die Erde. Wie bei allen meinen Arbeiten interessiert mich die Methode. Wie hält man Schaufel und Besen, dass die Reinigung am besten erfolgt? . . .

Mir fallen beim Strassenreinigen die schönsten Melodien ein, und wenn eine Frau vorbeigeht und

glaubt, mir ein bedauerndes Wort schuldig zu sein, weiss sie nicht, bei welch schönem musikalischen Erlebnis sie mich stört. Ich erforsche seit langem die Zusammenhänge musikalischer Einfälle mit den Bewusstseinsveränderungen. Warum fällt mir an diesem Tage gerade diese längst vergessen geglaubte Arie oder dieses Violinkonzert ein? Wie ist es möglich, dass ich eine längere Zeit arbeite und plötzlich bemerke, dass ich eine lange Passage in mir gesungen habe, die ich, aufgefordert, sie wiederzugeben, nicht in meinem Gedächtnis auffinden könnte? Aber schliesslich verlangt die Arbeit auch eine Aufmerksamkeit und einen Rhythmus, die beide wieder irgendwelche motorischen Kräfte des Bewusstseins anregen, die sich in Musik umsetzen. Und ich danke meinem Schöpfer — wie Schubert — in einem schönen Liede dafür, dass er mir die Musik gegeben hat.

GOTTHELF UND DIE FRAUEN

VON RICARDA HUCH

Die unmittelbare und herzstarke Beziehung, in der unser grosser Berner Dichter Jeremias Gotthelf, dessen Todestag sich am 22. Oktober zum hundertsten Male jährt, zu den Mitmenschen stand, spricht uns heutige Menschen in ganz besonderem Masse an. Immer, auch wenn er wettet und zürnt und seine Widersacher mit ätzender Kritik überschüttet, ist Gotthelf vor allem lebenswarmer Mensch.
Die Redaktion.

Die Familie, der Gotthelfs ganze Vorliebe gehört, steht im Vordergrund seiner Werke. «Des Hauses Licht und die allgegenwärtige Schaffnerin Gottes» nennt er die Frau, «das innerste Rädli, den Geist im Haushalt» und dann wieder «die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und Menschen». In dieser Auffassung stimmen alle grossen Dichter überein, aber keiner, auch Goethe nicht ausgenommen, hat die Frau so hoch über das Irdische erhoben und zugleich mit so festen Füßen auf die Erde gestellt, und darum so vollendete Frauengestalten geschaffen wie Gotthelf. Er ist der wahre Frauenlob und ihm vor allem haben die Frauen Ursache, ein Denkmal in ihrem Herzen zu setzen.

Die Frau ist die Vertreterin Gottes, weil sie mehr Liebe und infolgedessen mehr geistige Kraft hat als der Mann, die nichts gemein hat mit Sentimentalität, die im Kopfe, und nichts mit Leidenschaft, die in den Sinnen lebt, sondern Herzensliebe, die aus der natürlichen Gatten-, Kindes-, Eltern- und Geschwisterliebe emporwächst, sich zur Treue verewigt und zur Gottes- und Nächstenliebe verklärt. Gotthelfs junge Mädchen verlieben sich

wohl, aber bei der grössten Sehnsucht und Zärtlichkeit bewahren sie stets eine gewisse Zurückhaltung, die sie zuweilen fast kühl erscheinen lässt, es ist die Kühle eines lautereren Herzens. Vreneli liebt ihren Uli von Anfang an, das merkt der Leser, ebenso das Meyeli den Jakobli in Anne Bäbi Jowäger, das Aenneli den Felix in der Vehfreude, das Aenneli den Jeremias im Bauernspiegel. Alle diese sind arme, mehr oder weniger verlassene, im Leben schon schwer geprüfte Mädchen, die in dem Geliebten zugleich eine Heimat, einen Beschützer ersehnen. Trotzdem bleiben sie immer aufrecht, voll natürlicher Würde und natürlichem Stolz, und wenn das Herz auch einmal weich und schwach werden will, so führt es doch nie zum Sinken, zu qualvollen Kämpfen, es ist mehr nur ein schönes Zeichen des warmen Blutes, das in ihnen fliesst. Sie sind immer des Herren Magd, über dem Manne noch ist Gott ihr Herr, und das Gefühl, dass sie sich nie ganz verlieren werden, weil sie Gott gehören, verleiht ihnen, mehr oder weniger bewusst, die Unnahbarkeit und Ueberlegenheit. Andererseits gibt er ihnen auch die Freiheit, sich unbefangen und

sorglos gehen zu lassen, sie sind wohl stolz, aber nicht zimperlich, zeigen ihr Gefühl grossherzig. Vreneli zeigt ihre Liebe, indem sie dem Mitknecht soviel wie möglich in die Hand arbeitet, ihm gefällig ist, andere, die dazu keine Gelegenheit haben, tun es mit freundlichen Blicken und Worten. Sogar das zarte Aenneli im Bauernspiegel leitet das Liebesverhältnis selbst ein, indem sie dem angebrannten, verlassenem Jeremias ein Geschenk bringt und ihre Zuneigung offenbart. Sie haben es genau im Gefühl, wie weit das Herz die Schranken der Konvention durchbrechen darf, wie weit sie um die Sitte und um des Rufes willen zu respektieren sind, was Gott und was dem Kaiser zu geben ist. Bei den meisten Mädchen ist das Mitleid der Antrieb zur Liebe, wie die Mutter Aenneli in Geld und Geist so schön erzählt, dass sie sich ihrer Liebe zu Christen erst bewusst wurde, als sie ihn weinen sah, weil sie mit einem anderen tanzte. Deren Tochter, ein besonders anmutiges, frisches, mutwilliges Geschöpf, wählt sich einen etwas unbehilflichen, wortkargen Burschen, der nur der Gegenstand ihres Witzes zu sein glaubt. Auch hier liegt dem kecken Uebermut Warmherzigkeit zugrunde und tritt weibliche Hilfsbereitschaft im Gewande entschlossenen Zugreifens auf.

In der Ehe entwickelt sich das fröhliche, tapfere Mädchen zur Heldin. In den Kreisen, wo Armut herrscht, geschieht das schon durch die täglich neu erforderte Anstrengung zur Ueberwindung der Not. Die Frau arbeitet nicht weniger hart, eher mehr als der Mann zum Erwerben des täglichen Brotes, und mit geringeren Körperkräften, noch dazu aber liegt es ihr ob, durch die Kraft ihres Gemütes die Verzagtheit, die Bitterkeit, den Unmut, die Verzweiflung und Sünde zu überwinden, die grosse Armut mit sich bringen kann. Scheinbar ist die Aufgabe, das Leben des Mannes auf einen harmonischen Akkord zu stimmen, für die reiche Frau leichter; aber in Wirklichkeit liegen im Reichtum ebenso grosse Gefahren, nur dass es die entgegengesetzten sind. Mit dem Reichtum dringt die Welt, das Materielle, in alle Fugen des Hauses, und es bedarf einer ausserordentlichen Kraft des Gemütes, um dessen erstickende Wirkung aufzuheben und das Haus mit der reinen, heiteren Atmosphäre des göttlichen Friedens zu durchdringen. Diese Aufgabe löst die Mutter Aenneli in «Geld und Geist».

Der Familie des reichen Bauern Christen droht Unfrieden und völlige innere Erkrankung und Auflösung dadurch, dass der Bauer eine grössere Summe Geld durch eigene Schuld verloren hat. Beiden, ihm und der Frau, scheint es notwendig, das Verlorene wieder einzubringen; aber der Bauer möchte es damit erzwingen, dass seine Frau den Armen weniger gibt, während die Frau meint, er könne etwas tätiger und betriebsamer in der Landwirtschaft sein. Dieser Gegensatz zerreisst die Familie so, dass an Stelle der früheren Liebe und Einigkeit Gehässigkeit tritt und ein vollständig unhaltbarer Zustand, die Stimmung vor einer nahen

Katastrophe sich ins Haus einschleicht. Zweifellos ist Aenneli, die Bäuerin, im Recht; aber nun kämpft Aenneli zu der Einsicht sich durch, dass sie trotzdem im Unrecht ist, weil die Liebe nicht rechten soll und die Frau mehr Liebe hat und mehr Vernunft, die unmittelbare Einsicht der Liebe, und deswegen für das innere Glück der Familie verantwortlich ist.

Wäre die Sonne eine Person, so würde man ihr einen Vorwurf machen, wenn es auf der Erde kalt wird; denn sie hat ja das Licht und die Wärme. Ebenso geht es der Frau in Gotthelfs Welt: sie ist die Sonne, die die stets aufsteigenden Nebel, Wolken und Winde verteilen und vertreiben muss, bis die Helligkeit und Wärme herrscht, deren das Leben bedarf.

«Erst gibt der liebe Gott einen Bräutigam», sagt Gotthelf einmal, «der schliesst das Herz auf, dann kommen Kinder und reinigen es, dann kommen Enkelkinder und erhalten es weich und warm, bis endlich Gott selbst kommt und es verklärt mit seiner Klarheit.» Diesen Verlauf der Verklärung ins Ueberirdische erleben wir an Aenneli. Nachdem sie sich selbst überwunden, alle Schuld auf sich genommen und der Familie den Frieden wiedergegeben hat, ist sie zum heldenhaften Opfer bereit. Sie pflegt eine an einer ansteckenden Seuche erkrankte arme Familie, wird selbst davon ergriffen und stirbt. Ihr Tod erscheint wie das natürliche Schreiten von einer Stufe zur andern, nur dass die zuletzt erreichte diejenige ist, die unsere körperlichen Augen nicht mehr sehen.

Die Aufgabe, die Sonne des Hauses zu sein, wäre verhältnismässig leicht, wenn Dankbarkeit und Anerkennung der Welt die Frau lohnte. Aber was innerhalb der Familie, des Hauses geschieht, sei es das heldenmütigste Opfer, feiert die Welt nicht; auf Ruhm und Ehre darf die Frau nicht rechnen. In den meisten Fällen entschädigt sie nicht einmal das rechte Verständnis des Mannes.

Ueberhaupt ist gegenüber der Sonnenhaftigkeit der Frau der Mann bei Gotthelf ein dunkler Punkt. Er hat eigentlich nur Geld im Kopfe, aber sehr oft nicht einmal das Geschick, es zu erwerben. Es geht in Gotthelfs Welt nach dem Sprichwort: Wo ein paar Männer zusammenstehen, reden sie vom Geld, Frauen von der Liebe. Sie sind äusserlich und innerlich plump, schwerfällig, beschränkt, das heisst beschränkt auf das Weltliche. Wenn es sich um Gelderwerb handelt, nehmen sie es mit den göttlichen Geboten nicht genau, dagegen den äusseren Schein zu wahren, sind sie sehr bedacht, den herrschenden Gebräuchen gegenüber sind sie sehr feige.

Wo die Ueberlegenheit der Frau am Tage ist, der Mann ihrer auch bedarf und sich tatsächlich der Leitung der Frau unterwirft, wie zum Beispiel Joggeli der Glunggenbauer in «Uli der Pächter», so erregt doch eben diese Ueberlegenheit seinen Neid, sein Misstrauen, seinen Aerger, und er sucht sich aufs kleinlichste dafür an ihr zu rächen. «Ein Kalb sei dumm», sagt diese Glunggenbäuerin ein-

mal, «aber so mit einem jungen Mann sei es doch noch lange nicht zusammenzuzählen, selbst mit manchem alten nicht». Sie betrachtet das Mannsvolk, heisst es, «wie Käfer und Mäuse, wie eine Art Ungeziefer, welche man in Geduld und Langmut zu ertragen habe».

Wäre nun der Mann in weltlichen Dingen so überlegen, dass die Frau nach aussen eine zuverlässige Stütze an ihm hätte, oder wären die Frauen in weltlichen Dingen so untüchtig, dass sie ihn durchaus nötig hätten, so liesse sich das als eine Art Ausgleich betrachten; aber nicht einmal das ist der Fall. Die Gotthelfschen Frauen sind alle tätig, energisch, regimentsfähig. Vreneli wird das feldherrliche genannt und von ihr gesagt, es habe eine aristokratische Natur, fähig zu regieren. Schon von den jungen Mädchen wird verlangt, dass sie befehlen können, und vom Gritli im «Zeitgeist und Bernergeist», die als gebrochene Frau stirbt, wird als Ursache, warum sie im Leben scheiterte, gesagt: «Es fehle ihr der gehörige Ueberblick, ein mächtiger Wille, kurz das Talent, zu befehlen.» Denn sie

muss nicht nur in ihrem Wirkungskreise das weibliche Gesinde und die Kinder regieren, sondern im Notfall auch den Platz des Mannes ausfüllen können. Goethe hat einmal gesagt, die beste Frau sei diejenige, die imstande sei, ihren Kindern den Vater zu ersetzen. Die Gotthelfschen Frauen, das heisst die guten unter ihnen, können das; aber das ist nun das Merkwürdige und Charakteristische, dass sie daraus kein Recht ableiten, dass das gegenseitige, auf Oberhoheit des Mannes beruhende Verhältnis dadurch nicht verändert wird. Auch in Fällen, wo der Mann weniger tüchtig oder geradezu untüchtig ist und die Frau mitregieren und häufig wiedergutmachen muss, tritt sie doch hinter ihm zurück, am schönsten, voll Humor und unerschöpflicher Güte bei vollständiger Aussichtslosigkeit, die Glunggenbäuerin. Das hindert nicht, dass sie ihm gelegentlich gründlich und derb die Meinung sagt, um ihr eigenes Recht und ihre eigene Würde zu wahren. «Ich bin nicht deine Magd, sondern deine Frau», sagt Vreneli zu Uli in einer solchen prächtig blitzenden Predigt.

DIE GENFER KONVENTION IST NEUNZIG JAHRE ALT

VON FREDERIC SIORDET

Vizepräsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz

In einigen Wochen wird man das 90jährige Bestehen der Genfer Konvention von 1864 feiern können. In diesem Alter sind schon manche internationale Verträge seit langem hinfällig geworden. Die Genfer Konvention dagegen ist noch gewachsen und hat sich weiter entwickelt. Dreimal revidiert und ergänzt, nacheinander auf die bewaffneten Seestreitkräfte, sodann auf die Kriegsgefangenen und endlich auf die Zivilpersonen ausgedehnt, sind ihre bescheidenen Bestimmungen zu einem ganzen Arsenal von Panzern und Schildern gegen gewisse Wirkungen des Krieges geworden. Denn die vier Abkommen von 1949 mit ihren 430 Artikeln sind nichts anderes als die erneute Bestätigung oder Durchführungsvorschriften des Grundsatzes von 1864: der Achtung vor der menschlichen Person.

Betrachtet man dieses juristische Denkmal, zu dem die alte Konvention geworden ist, und die Reihe anderer Verträge, so kann das Rote Kreuz stolz sein. Dass eine freiwillige Bewegung privaten Ursprungs, arm an materiellen Mitteln, es vermocht hat, die Regierungen beinahe sämtlicher Staaten

der Welt dazu zu bringen, den von ihr verkündeten Grundsatz im internationalen Recht zu verankern, ihm vollstreckbare Formen zu geben und ihre eigene Souveränität in einer unlängst noch unvorstellbaren Weise zu beschränken, dies zeugt für einen bemerkenswerten Glauben, eine bedeutende Ausdauer im Dienste einer gerechten Idee.

Doch mischt sich in diesen Stolz eine Bitternis, wenn man bedenkt, welche Ursachen das Rote Kreuz veranlasst haben, immer wieder seine Bestrebungen im Hinblick auf die Ausarbeitung des humanitären Rechts zu erneuern. Stellte die Konvention von 1864 noch einen Sieg des Geistes der Humanität über einen seit Jahrhunderten bestehenden Zustand dar, so sind ihre nachfolgenden Revisionen und Ausdehnungen nur mehr Wehren, Dämme gegen die Entfesselung des Krieges.

So grausam der Krieg vergangener Jahrhunderte war, in denen man nichts von geschriebenen Vorschriften wusste, so beobachtete er doch gewisse, durch sein Ziel selbst und durch die Vernunft gesetzte Grenzen. Doch kaum waren ihm durch die